Das Vorzimmer.

Novellette von Tony Wiegand.

(Nachdruck verboten.)

Der segende Sturm hatte noch etwas von der Wärme sommerlicher Zeiten; aber die Zügellosigkeit der dunklen Tage ließ er schon ahnen, wenn er die bunten Schwaden des Laubes, das überall von den Bäumen gefallen, zu wirbelnden Säulen emporschleuderte. Als erprobe die Natur ihre wilde Kraft, ehe der Winter kam, so war es zum mindesten heute abend.

Dr. Bodavius hatte sich selbst gewissermaßen beurlaubt, als er sich von seiner Arbeit im Laboratorium losmachte und, eigentlich ein wenig ziellos, auf die Straße ging. Schnell war er durch den Straßentrubel dem weiten, herbstlich bunten Stadtwald zugewandert. Nun ging er gemessenen Schrittes, beide Hände mit professoraler Geste auf den Rücken gelegt, über die bereits im Abenddämmer liegenden gepflegten Gartenwege. Das Laub raschelte zu seinen Füßen, und das Licht der Bogenlampen hüllte alles in ein merkwürdiges Halbdämmer. Alles wurde so etwas unwirklich; die Konturen der Sträucher und Bäume verflossen weich in dunkles Astgewirr. Und da nur einzelne Menschen in den breiten Wegen auftauchten und wieder verschwanden, wurde die Atmosphäre des gespannten Horchens in Umwelt wie Innenwelt geschaffen, die lebendig spürbar wird, wenn Einsamkeit und Dämmerung sich gesellen, um das Menschenherz zu erregen und zu betören.

Aus dieser Steigerung des Fühlens und Empfindens heraus war es wohl zu erklären, daß Dr. Bodavius Gedanken nachging, die er sonst nicht beachtete. Er überlegte, ob er es nicht doch noch, trotz seiner fünfzig Jahre, unternehmen sollte, sich einen Hausstand zu gründen. Seine wissenschaftlichen Untersuchungen waren so gut wie beendet. Nur noch wenige Wochen und er würde in die stolzen Räume der Chemischen Werke einziehen, um seine Erfindung in der Großherstellung selbst zu betreuen. Sein Vertrag mit den Chemischen Werken, in dem er als Direktor seiner Sonderabteilung verpflichtet wurde, war fix und fertig und längst unterzeichnet.

Seitdem aber Eva von Ettrich Woche um Woche im Vorzimmer seines Laboratoriums gesessen, um mit flinken Fingern Bogen um Bogen der Reinschrift seines großen Werkes und seiner Erfindungsdarstellung durch die Schreibmaschine zu jagen, war es nicht mehr der Erfolg seiner wissenschaftlichen Arbeit, der ihn ausschließlich erfüllte und beglückte. Beinahe erschien es ihm jetzt wichtiger, das monotone Klappern der Typenhebel der Schreibmaschine zu hören und zu empfinden, daß wenige Schritte entfernt ein schöner, junger Mensch sitze, ein blühendes junges Mädchen, das teilhatte an seiner Arbeit und seinem Erfolg, wenn auch nur als Helferin am großen Gedankenwerk, so doch aber mit glühenden Wangen feuriger Verbundenheit. Seit einigen Tagen nun war das Vorzimmer still, die Arbeit beendet, das junge schöne Mädchen gegangen.

Seitdem grübelte Dr. Bodavius über die Frage nach, wie schön es sein müßte, wenn täglich die hohe, schlanke Frau an seiner Seite, nicht nur in seinem Vorzimmer, sei.

Langsam ging Dr. Bodavius die Hauptwege des Stadtparks entlang, um wieder an die Haltestelle der Straßenbahn zu gelangen. Er empfand auf einmal, die Planlosigkeit seines Herumspazierens und fühlte sich bedrückt von dem Gedanken, ziellos umherzustreifen. Er wollte nach Hause fahren.

Als ob die Konzentration der Gedanken auf den einen Gegenstand seines warmen Interesses eine geheimnisvolle Magnetkraft ausgeübt hätte! — Dr. Bodavius prallte einige Schritte zurück, als er beinahe mit einer jungen, schlanken Dame zusammengestoßen wäre, die am Arm eines ebenso jungen, forschen Mannes gerade in den Stadtpark einbog.

Die Versponnenheit in die Seligkeit seiner Wünsche und die Ueberraschung über die unerwartete Begegnung machte den Gelehrten noch befangener und linkischer, als er sonst in den Dingen des Alltags war.

Aber über das für ihn so Peinliche des Augenblicks brachte ihn schnell die echte Herzlichkeit seiner einstigen Mitarbeiterin hinweg. Noch einmal, nicht ohne schmerzliches Bedauern, erlebte Dr. Bodavius den ganzen frischen Liebreiz Evas. Mit fröhlichem Lachen trat Eva auf den Doktor zu und reichte ihm ungezwungen die Hand.

„Lieber Herr Doktor, ich freue mich sehr, Sie schon nach wenigen Tagen unseres Abschiedes wiederzusehen. — Gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen Verlobten vorstelle, Herrn Klaus Wertmann."

Es ging alles viel schneller, als daß der immer befangener werdende Dr. Bodavius Zeit gehabt hätte, in logischen Gedankengängen die Geschehnisse um sich herum zu ordnen. Er staunte jedenfalls über die Maßen, mit welcher Sicherheit und Festigkeit Eva alles ordnend bestimmte. Hier war es nicht, wie einstmals im Vorzimmer des Laboratoriums; dort galt sein Wille — sachlich, bestimmt, zielstrebig; hier galt ihr Wille, ebenso sachlich, bestimmt.

Eva hatte ihren Verlobten mit Bestellungen an die Mutter vorausgeschickt. „Der Herr Doktor liefert mich schon wohlbehalten zuhause ab!" schnitt sie alle Einwendungen beider Männer ab.

Dr. Bodavius lud Eva zu einer Tasse Kaffee ein. Dankend wurde angenommen. Und nun, bei diesem Zweisein unter vielen fremden Menschen, überkam den Doktor auf einmal ein verwegener Mut. Plötzlich brach er den eisigen Fluß seiner Rede ab. Er empfand auf einmal, daß er schon längst das Wort allein führte und auf seine Begleiterin eindringlich einredete.

Eva lachte über ihr ganzes, liebes Gesichtchen, daß die frischen Zähne herausfordernd blitzten. Dann sagte sie ohne Spott in der sicheren Stimme:

„Mein lieber Doktor! Herzlichen Dank für die große Ehre, die Sie mir zugedacht. Aber, Sie haben ja gesehen, daß ich mich bereits entschieden habe. Und sehen Sie, ich will ehrlich sein. Uns heutigen jungen Mädchen ist das Leben schwer genug als Aufgabe und Beruf. Sehen Sie, ich bin so geschaffen, daß ich meine Wege selbst bestimme. Ich kenne Sie, den bedeutenden Gelehrten; für Sie gelten Ihre Formeln und Ihre rechnerischen Bestimmungen. Sie sahen, daß ich meinen Verlobten fortschickte. Wir Frauen sind im allgemeinen, auch wenn wir noch so zeitnahe sind, mit jenem sechsten Sinn ausgestattet, der uns die Verehrung eines Mannes lange spüren läßt, ehe sie sichtbar und" sie lächelte schelmisch! — „hörbar wird. Ich wußte und fühlte, daß Sie mir etwas Bestimmtes sagen wollten. Nun haben wir uns ausgesprochen. Nun können wir beiden Freunde bleiben!"

Dr. Bodavius nickte heftig. Jetzt war er erst recht benommen und verwirrt. Er empfand es körperlich, daß der alternde Mann und das blühende Mädchen — daß er und sie — wie Herst und Frühling sich begegneten. Ihm fehlte die kecke Spannungskraft, um den forschen, unbekümmert sachlichen Ton des jungen Mädchens zu ertragen, ohne darunter zu leiden. Er fürchtete sich auf einmal ein wenig vor dieser neuen anderen Welt.

Man nahm ein Auto, um Eva nach Hause zu bringen. Man sprach gleichgültige Dinge.

Noch einmal brach der ganze Schelm des jungen Weibes aus den lustigen Augen, als sie beim Abschied sagte:

„Und noch etwas, Herr Dr. Bodavius. Für das Vorzimmer Ihres künftigen Direktions-Kontors paßt ein junger Herr besser an die Schreibmaschine. Das ist doch dekorativer." Dr. Bodavius lächelte säuerlich, aber der gute Rat gefiel ihm. —

Im Vorzimmer des Herrn Direktors Dr. Bodavius der Chemischen Werke wird man von einem ernsten, gut gekleideten jungen Herrn nach Nam' und Art gefragt.

Die Waise

Gen Abend wandern die Wolken
Wie goldener Rauch.
Sag', liebe Mutter,
Siehst du sie auch?

Sie wallen festlich wie damals
Am Abschiedstag.
Und deine fliehende Seele
Zog ihnen nach.

Mutter, wo bist du geblieben?
Mir ist so bang allein!
Ach, deine goldene Seele
Wird bei der Sonne sein.

Seh' ich die Wolken so wandern,
Trunken vom Abendlicht
Mutter, dann sind wir uns nahe,
Fühlst du das nicht.

(„Von beiden Ufern".) Ilse Franke

Sinnsprüche

Die Aehre beugt sich, in welcher Körner sind,
Die aufrecht steht, ist Spreu und fliegt in den Wind.

*

Fülle des Herzens ist der Sonnenschein des Lebens. Schink.

*

Ich lobe mir den Freund, der wachsen macht;
Vor trocknen Seelen nimm dich, Herz, in acht.

*

Der Guten sind nicht so wenig in der Welt,
man muß sie finden. Körner.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 42 Sonntag, den 18. Oktober Jahrgang 1931

Ist die Wirtschaft gerecht?

Aber will Christus denn in keiner Weise in die Wirren des Erwerbs- und Wirtschaftslebens eingreifen? Will er alle Ringenden und Mühseligen unbedingt in ihrer drückenden Lage belassen? Will er ihnen jeden Aufstieg verwehren und nur durch nachträgliche Werke der Barmherzigkeit ihrer Notlage abhelfen? Doch nicht! Wie in alle Lebensgebiete, griff er auch ins Erwerbs- und Wirtschaftsleben ein, aber nicht als Nationalökonom, der alles vom Wirtschaftsstandpunkte aus beurteilt und darnach Lehren über die beste Art der Güterregung, des Güteraustausches aufstellt, auch nicht wie der Sozialpolitiker, dem es um das friedliche Nebeneinander der Klassen aus politischen Gründen heraus zu tun ist: er stellt sich auf höhere Warte. Er tritt an Lebensgebiete als der Heiland der Welt, als der von Gott gesandte Mittler, als der Führer zum ewigen Heil, als der Aufrichter des Gottesreiches heran, mit anderen Worten: für ihn verdienen alle Lebensgebiete nur soweit Beachtung, als sie mit seinem Beruf die Menschen zu heiligen, zusammenfallen. —

Soll nun aber auch das Erwerbs- wie alles irdische Leben letztlich dem ewigen Leben dienen, so hat es doch auch für diese Welt eine besondere Aufgabe zu erfüllen. Es soll dem Menschen die notwendigen Güter an Nahrung, Kleidung, Auskommen verschaffen, auf daß er seine Erdentage gut benutzen, den irdischen Kulturaufgaben gerecht werden und vor allem der wichtigsten Aufgabe, der religiös-sittlichen Ausbildung fürs Jenseits, obliegen kann. Der Erwerb ist also wieder nur als Mittel zur Beschaffung notwendiger leiblicher und geistlicher Güter gedacht; wo der Erwerb einzig nur des Erwerbens, der Freude am Besitz, am Betriebe und am Erfolge erstrebt wird, da weicht man von der rechten Ordnung ab. So wenig also Christus das Kapital oder eine Mehrung desselben an sich bekämpft — wir sehen das in den Parabeln von den Talenten und Pfunden — so sehr erhebt er Einsprache gegen jenen kapitalistischen Geist, dem es, unbekümmert um Bedürfnisse und den Nutzen der Gesamtheit, nur um Vergrößerung des Eigenbesitzes, Erhöhung des Einkommens und um die Freude am Schaffen zu tun ist. Solche Habgier, in welcher Form sie auch auftritt, findet stets seine allerschärfste Rüge. Um so mehr ist das der Fall, wenn es durch derartige Verbildung des Wirtschaftslebens dahin kommt, daß beim Ueberfluß einzelner die große Masse in Armut versinkt. —

Wo sich eine solche Wirtschaftsordnung festgesetzt hat, da widerspricht sie offenbar Gottes Absichten und Christi Geist; da tut eine Aenderung not.

Aber wie soll diese geschehen? Durch Gewalt? Durch Umsturz? Niemals wäre Christus für solche Wege zu haben. Auch da will er wieder mit ethisch-sittlichen Mitteln wirken.

Aber Christus geht noch weiter. Er, der in eine Welt voll schreienden Ungerechtigkeiten hineintrat, macht sich zum Anwalt aller Unterdrückten und fordert für sie ihre Rechte zurück. Ihm ist nicht damit gedient, daß die wirtschaftlich Starken ihre Macht zur Ausbeutung anderer mißbrauchen und dann durch gelegentliche Almosen glauben, ihren Pflichten zu genügen — o nein! Die ganze menschliche Gesellschaft soll wieder auf dem strengen Recht aufgebaut werden! Alle haben ein Recht, wenn auch nicht auf gleichen Besitz, wohl aber, entsprechende Arbeit vorausgesetzt, auf einen solchen Erwerb, der ihnen ein menschenwürdiges Dasein gibt, ein Dasein, das nicht einem Sklaven, sondern dem Gotteskinde entspricht. „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert" (Luk. 10. 7). Diesen Satz stellt Christus als Grundfeste einer gerechten Wirtschaftsordnung mitten in die Welt hinein.

Doch auch dabei bleibt er nicht stehen. Nicht nur auf frostiges Rechtsgefühl soll die Gesellschaft aufgebaut sein, sondern auf gegenseitige Liebe. Ihr Band soll alle umschlingen, jeder den Nächsten lieben wie sich selbst. Das kalte Wort: „In Geschäften hört die Freundschaft auf — Geschäft ist Geschäft" kennt er nicht. Auch im Erwerbsleben soll jeder auf den anderen als Mitbruder Rücksicht nehmen, soll auch für ihn besorgt sein, auch ihm seinen Anteil gönnen, mit ihm sich in den Besitz der Erdengüter teilen. In der christlichen Gesellschaft sollte es eigentlich keiner Gesetze und Rechtsparagraphen bedürfen, die gemeinsame Liebe müßte genügen, eine Wirtschaftsordnung herzustellen, in der jeder sein gutes Auskommen findet. Das ist Christi Ideal.

* Gerade heute dürfte das Buch „Die Frömmigkeit Jesu Christi", aus dem wir den vorstehenden Abschnitt entnommen haben, besonderes Interesse finden. 320 Seiten. Kartoniert 4.50 RM, Ganzleinen 5.50 RM. Schulbrüder-Verlag, Kirnach-Villingen, Baden.

Blühende Rosen

Irgendwo in einem stillen kleinen Gärtchen meiner Heimat blühen jetzt die Rosen.

Trotz vieler Regenschauern, die in den letzten Wochen das Licht und die Wärme der Sonne erblassen ließen. Sie blühen am Strauch, den ich mit vieler Liebe gehegt und gelegt und immer wieder gehütet habe, und es kommt nun die Zeit, da sie unmeßbar im Duft und in Farben, uns Menschen die wahre Schönheit des Sommers künden. Viele Sonnenstrahlen haben sie dennoch wachgeküßt. Es quirlten und quirlten im Stamm die drängenden Säfte, und Blatt um Blatt erschloß sich die wundervolle Blüte. Nun stehen sie da, prangend und leuchtend in praler Farbe. Und so kurz ist ihr Leben! Wenige Tage und langsam entblättert die herrliche Blume. Und all' ihre Düfte entschwinden. Liebliche Schwestern in anderen Gärten und fremden Beeten stehen dann noch in vollen Gluten. Bis auch dereinst die Letzte von allen in stillem traumhaftem Erfüllen im Herbste dahinstirbt.—

Inmitten dieser ersten Rosen saß ich im heimlichen Winkel des kleinen Gärtchens im friedvollen Abend, sinnend und träumend. —

Wie mit den Rosen, so ists mit uns Menschen. Und im Wandel und Wechsel von Farben und Ton, von Duft und Licht, im Werden und Welken von Knospe und Blüte, kreisten die Zeiten in meinen Träumen. — Ich sah in der Frühe des Tages im kleinen Garten spielende Kinder. Frei von Pflichten und bar aller Sorgen tummelten sie sich im Gärtchen herum. Sprangen und jauchzten dem Licht entgegen. Wissen nicht mehr von des lieben Gottes weiser Schöpfer-Allmacht und seiner herrlichen Natur, als daß sie leben in ihr und froh und fröhlich sind.

Spielen und bauen und basteln, wie nur unberührte und sonnige Jugend es kann, in Tagen der Blüte, in Tagen der ersten Rosen.

Selige Kindheit! —

Einmal erwacht auch in ihnen die Welt. Wenn Jahre um Jahre vergingen, und immer wieder blühten am Strauche die Rosen. Reifte der Knabe zum Jüngling, das Mädchen zur Jungfrau. Und es ward wieder Mai und es ward wieder Sommer. —

Und wie sich nach Tagen der vollen Blüte die Blume entblättert, so welken wir Menschen pilgernd auf Erden.

Blühende Rosen grüßen den Sommer, grüßen mit all ihrer Pracht schönheitsempfindende Menschen.

Preisen den Schöpfer und mahnen uns immer und immer in jedem Sommer aufs Neue an Blühen und Welken und an Vergehen.

Daß uns auf dieser Welt keine bleibende Stätte! —

Trost

Es ist kein Ding so wundersam,
Dem nicht ein Fünklein Liebe kam,
Keine Zinne so stolz, kein Bettchen so klein,
Ein Stäubchen Sorge fiel hinein.

Drum quäle nicht über Nacht, über Tag,
Was dir dein Wandern noch bringen mag;
Glück und Tränen schon sicherlich —
Der Engel des Todes kennt auch dich.

Adolf Holst.

Posto vacante

3 Erzählung von H. Lengauer.

(Nachdruck verboten.)

Mit zitternden Füßen sprang er auf, trat auf mich zu, zog aber dennoch höflich den Hut, als er mich fragte:

„Gnädige Frau haben einen Brief für mich, nicht wahr?"

„Gewiß, mein Herr, es ist Ihr eigener, den ich Ihnen zurückstellen muß."

Mit bebenden Fingern griff er nach dem Umschlag, dann machte er eine zornige Geberde.

„Aber der Brief ist ja geöffnet!"

Ich beeilte mich, alles zu erklären.

Er schien mir etwas zu mißtrauen, denn mehreremal schrie er mich an:

„Aber das ist ja kaum glaublich, dieselbe Aufschrift, wie kann das geschehen sein?"

Ich kehrte mich aber nicht an sein finsteres Gesicht und seine zornfunkelnden Augen.

„Danken Sie Gott, junger Mann", sagte ich ganz ruhig, „daß alles so gekommen ist. Vielleicht war es die Vorsehung, die meine Schritte hierherlenkte, um Sie von einer entsetzlich leichtsinnigen, nicht zu rechtfertigenden Tat abzuhalten."

Er sah beschämt auf die Seite.

„Da wissen gnädige Frau also alles."

„Alles was im Brief steht, das andere habe ich erraten. Ueberlegen Sie einmal, wie kann man sich nur so hinreißen lassen."

„Wenn ich Ihnen sagen könnte, was mir geschehen und wie mir zu Mute ist, ich komme nicht darüber hinweg, das Leben ist mir eine Last."

„Wir alle haben Stunden, in denen es uns so scheint."

„So wie mir hat das Schicksal noch selten einem mitgespielt."

„Das glauben Sie nur so, weil Sie noch zu jung sind, um Erfahrung zu haben und seither von Ihren eigenen Angelegenheiten so in Anspruch genommen wurden, daß Sie für fremdes Leid keine Augen hatten."

Er aber achtete gar nicht auf meinen Einwand.

„Und es hätte auch gar nicht so zu sein brauchen," räsonnierte er fort. „Alles könnte gut, schön, fröhlich bleiben, aber natürlich, wenn Verständnislosigkeit, Härte, Bosheit, Zwang die Welt regieren, dann —"

Er redete sich in so einen gewaltigen Zorn hinein, daß seine Zähne aneinander knirschten.

„Was ist denn passiert?" fragte ich, da ich sehe, daß er sich gerne durch Mitteilung das Herz erleichtert hätte.

„Ich spreche von meinem Vater," fuhr der junge Heißsporn ingrimmig fort.

Eine düstere Flamme glomm dabei in seinen Augen auf.

„Er allein ist schuld, er ist der grausame Zerstörer meines Glückes."

„Ihr Glück aber ist blondzöpfig und blauäugig, trägt eine rosenrote Bluse und einen Schäferhut mit einem Blumenkränzl darauf."

„Das wissen gnädige Frau also auch schon!"

„Freilich, ich habe das Mädel ja vor einer halben Stunde hier gesehen und heimgeschickt."

„Mein Rosinchen war also hier," rief der junge Mann begeistert aus. „Nicht wahr, ein selten liebreizendes Geschöpf, eine Elfe, eine kleine Fee, ein unvergleichlich holder Engel. Ach, mein Gott, wie ich sie liebe, diese Kleine. Ueber alle Maßen, unendlich, ewig! Ein Leben an ihrer Seite müßte ein romanvoller Rausch, ein Entzücken ohne Ende, ein himmlisches Paradies sein!"

Seine Phantasie begann sich in jene strahlenden Regionen aufzuschwingen, die nur die erste unverbrauchte Jugend zu erreichen vermag. Dabei bemerkte ich mit Genugtuung, daß sich infolge der flammenden Begeisterung seine erschlafften Kräfte wieder hoben und seine Verzweiflung allmählich abflaute.

Vielleicht fehlte diesem jungen Menschenkinde bislang eine verständnisvolle, teilnehmende Seele; ich sah, wie es ihm sichtlich wohltat, Interesse zu erregen.

Ich beschloß daher, mir alles erzählen zu lassen und der Mann war dazu bereit.

Es war eine einfache, ganz alltägliche Geschichte, die ich da zu hören bekam, dem Helden derselben aber dünkt es, als sei ihm etwas widerfahren, was noch niemals zuvor einem Menschen geschehen.

Der alte, geldstolze Vater, ein angesehener Kaufmann, Bürgermeister und Inhaber unzähliger kleinstädtischer Ehren und Würden, wollte die Liebelei seines einzigen Sohnes mit einem armen Töchterlein nicht dulden und suchte der Sache dadurch ein Ende zu bereiten, daß er den Liebhaber in die Ferne schickt.

„Denken Sie nur, gnädige Frau, was er gesagt hat."

Das Rot der Entrüstung stieg brennend heiß in das feine Jünglingsgesicht.

„Werde erst einmal trocken hinter den Ohren, dann denke ans Heiraten. Wie finden Sie das? Es ist um aus der Haut zu fahren, ich bin einundzwanzig Jahre alt, sicher kein Kind mehr, was?"

„Zum Heiraten aber auch noch viel zu früh", wagte ich einzuwenden.

„Nun ja, ich gebe zu, ich wollte mich ja auch vorerst nur verloben, damit mir kein anderer mein schönes Mädchen wegschnappt. Aber nicht einmal das ist mir erlaubt! So ist nun einmal mein Vater! Man beißt auf Granit bei ihm. Jetzt muß ich fort! Ich hab ausgelernt, wozu soll ich noch als Volontär in ein Hamburger Großhaus? Es hat keinen Sinn, d. h. es hat wohl einen Zweck, ich sollte da draußen in der Welt Rosi vergessen, so ist's gemeint, man wünscht, ich möchte andere Gedanken bekommen."

„Werden Sie auch sicherlich —"

„Rosi ist mein Ideal für Zeit und Ewigkeit, nie kann ich aufhören, sie zu lieben, ich fürchte aber noch mehr, daß sie mich vergessen könnte, um eines anderen willen, darum gehe ich nicht fort."

„Wird nicht so leicht geschehen, Sie sagten doch, sie sei ein armes Mädchen."

„Was tut das, ein so schönes Kind, es gibt viele, die nicht auf Geld zu sehen brauchen, und nicht darnach verlangen."

„Das ist himmelblauer Idealismus, die prächtigsten Mädchen bleiben sitzen, wenn es ihnen an schnödem Mammon gebricht und Ihre Holde dürfte froh sein, so bald und gut unter die Haube zu kommen. Sollte sie Ihnen die Treue aber dennoch die paar Jährchen nicht wahren können, nun, dann denke ich, war nicht viel verloren."

„Nicht viel verloren! Ich würde mein Leben lang unglücklich sein."

„Weil Sie ein kompletter Narr sind, mein lieber junger Mann."

Jung Theobald sah mich indigniert an.

„Wahrlich, gnädige Frau, ein Scherz ist hier schlecht angebracht. Aber freilich, in Ihrem Alter versteht man so etwas nicht mehr, in meinem aber stirbt man daran."

Ich lachte laut auf; es war gar so unverfälscht, so recht jugendlich, so drollig, was er da sagte, und mein Herz lachte mit, es wußte es ja besser.

Der junge Mann sah mich überrascht an. Dann mochte ihm doch eine Ahnung aufdämmern.

„Verzeihung, gnädige Frau sind ja noch selbst so jung und schön, gar nicht alt, ich meinte nur so, schon beim ersten Anblick habe ich Sie bewundert."

Dabei glitten die dunklen, schwärmerischen Augen langsam über mein weißes Kleid und blieben an dem Büschel feuerroten Mohnes haften, den ich mir in den Gürtel gesteckt hatte.

In seinem Blick lag so viel ehrliche Bewunderung, daß ich zum Gekränktsein keinen Anlaß hatte.

Ich nahm daher das Gespräch wieder auf.

„Sie sollten doch nach Hamburg gehen," sagte ich. „Die Welt ist so schön in all ihren Höhen und Tiefen, sogar in ihren Abgründen ist sie lockend. Man muß das alles doch lernen, Ihr Vater hat recht."

„Aber das Glück ist die Liebe."

„Das soll aber doch erst später kommen, so zu sagen als Belohnung, wenn Sie ein Mann geworden sind."

„Ich bin reif."

„Sie sind mir den Beweis hierfür schuldig geblieben. Wenn Sie wirklich schon reif wären, dann würden Sie auch mutig und gestählt sein zum Kampf für das Leben."

„Ich bin in dieser Stunde aber reif geworden."

Der junge Mann ergriff meine Hand und küßte sie warm.

„Reden Sie weiter, ich folge Ihnen, ich habe Vertrauen zu Ihnen, so viel, wie zu sonst niemand. Was soll ich tun?"

„Reisen."

„Wirklich, ich gehe nicht gerne."

Warum nicht? Haben Sie denn keine Lust, von hier fort zu kommen? Sehnen Sie sich denn nicht selbst darnach, einmal hinauszukommen aus der Trivialität dieser Alltagswelt, aus dieser Atmosphäre kleinstädtischer Beschränktheit? Sie scheinen mir nicht eine Persönlichkeit zu sein, die sich damit bescheidet, geduldig ein Lebensalter hindurch hinter braunen Kaffeesäcken, Heringstonnen und Petroleumfässern zu verbringen. Das, was Sie jetzt Leben nennen, ist ja nichts weiter als bloße Vegetation."

„Meine Eltern, Groß- und Urgroßeltern haben aber auch hier gelebt und sind zufrieden gewesen."

„Freilich, die schon. Das war eben ein anderer Menschenschlag, die waren nicht angekränkelt von anderen Anschauungen, wie Sie es schon sind trotz Ihrer Jugend. Als der Großvater die Großmutter nahm, da las man nicht Nietzsche und Schopenhauer, da sprangen unreife Kinder nicht gleich paarweise ins dunkle Jenseits, wenn sie einmal etwas Pech in der sogenannten „Liebe" hatten. Damals hatten Tüchtigkeit, Arbeit und Schaffenskraft einen vollwertigen Lebensinhalt und wollte man eine Familie gründen, so geschah es erst im entsprechenden Alter, mit Vorbedacht, ohne Uebereilung, nicht in blinder Leidenschaft; man freite nach reiflicher Ueberlegung Nachbars nettes Kind und lebte glücklich und zufrieden bis an das selige End. Wie würden unsere Altwordern die Hände über den hochfrisierten Köpfen zusammengeschlagen haben, wenn sie erfahren hätten, daß in München allein alljährlich fast ein Dutzend jugendliche Selbstmörder statistisch nachgewiesen werden kann. Lauter kleine Uebermenschen, die wegen schlechten Schulnoten, gekränkten Ehrgeizes, unerwiderter Liebe oder Eifersucht die elende Lumperei dieser nichtswürdigen Welt mit Ewigkeit eintauschen. Der Menschenfreund betrübt sich über solch' dreizehnjährige „Othellos", zehnjährigen „Ritter Toggenburg", oder über „Miniaturpärchen a la Romeo und Julie." Es gibt aber auch Stimmen, die da meinen, es sei nicht schad darum, was faul und wurmstichig müsse herunter vom Baume des Lebens, je eher, je besser."

Mein junger Zuhörer hielt sich plötzlich beide Ohren zu.

„Hören Sie auf, gnädige Frau, ich bitte Sie!"

„Warum denn? Es gehört Ihnen schon eine kleine Lektion. Sie sind ja auch einer von denen, die gleich alles zerstören, auslöschen, vernichten wollen, dieses schöne, große, mächtige Leben, das so tröstlich ist trotz all seinen Mängeln, so süß bei all seiner Herbheit, so einzig, weil es nicht wieder kommt."

„Ja, das ist wahr, aber Sie brauchen mich deshalb nicht gleich für einen Feigling zu halten."

„Wer bei der ersten Schlacht schon Reißaus nimmt, der erspart sich die andern. Das ist doch nicht die Taktik der Mutvollen."

„Aber ich denke ja auch gar nicht mehr an so etwas."

„Das ist brav. Seien Sie tapfer, wie Männer sein sollen, damit man Respekt vor Ihrer Persönlichkeit bekommt, wenn man Ihrem Alter noch keinen zollen kann."

„Gut, ich werde also den Wunsch des Vaters erfüllen und reisen."

„Daß es Ihnen schwer wird, begreife ich. Aber sehen Sie, um Mann zu werden, braucht es etwas mehr als bloß da zu sein, als geboren zu werden. Etwas muß kommen, das eine Wandlung bringt, das uns verändert und reif macht. Ein tiefer Schmerz, ein herber Verlust, ein schweres Leid, ein Fall, ein Sturz aus geträumten Himmeln, ich sagte es ja schon, irgend etwas für den einzelnen ganz verschiedenes, nur darin sich gleichend, daß man dadurch gelitten hat und geläutert wurde. Auf andern Wegen gibt es eben keine Wiedergeburt, kein Herauswachsen der Persönlichkeit, kein Entfalten des eigenen Ichs."

Theobald schaute mich verwundert an! So hatte er augenscheinlich noch nie sprechen gehört.

„Und Sie meinen also, gnädige Frau, daß das bei jedem Menschen so kommen muß?"

„Nicht bei allen, nur bei den besseren, beiden größeren, hervorragenden Menschen, und dazu wollen Sie doch auch gehören, und gehören in Wirklichkeit auch dazu. Soviel kann ich Sie heute schon einschätzen, trotz unserer kurzen Bekanntschaft."

Er lächelte geschmeichelt.

„Ich denke weder schlecht noch niedrig," sagte er.

„Nun also, dann handeln Sie darnach, ich meine als hochgesinnter Mensch. Es gibt ja nichts Herrlicheres unter der Sonne, als ein herbes Muß mit freudigem Willen zu besiegen."

„Das haben Sie gut gesagt, gnädige Frau. Eine hübsche Umschreibung des erfolgten Gehorsams. Aber ich gehorche wirklich und gehe."

„Sie werden es nicht zu bereuen haben. Und dann, wenn Sie nach einigen Jahen als ganzer Mann, der die Welt und das Leben kennen gelernt hat, wieder zurückkehren, und noch der Ansicht sind, daß das kleine Gänschen —"

„Aber gnädige Frau!"

„Pardon, wollte sagen, daß die allerdings hübsche aber herzlich unbedeutende Kleine wirklich die einzig geliebte, ebenbürtige Lebensgefährtin für Sie sei, dann wird auch Ihr Vater nichts mehr gegen eine Verbindung haben. Auch er wird Ihren Mannescharakter respektieren. Einer kindischen Laune aber dürfte er Ihr Lebensglück nicht so unbedingt opfern."

„Gut, aber wenn er es doch nicht tun sollte, wenn sie sich täuschten. Ich sagte ja, er hat einen eisernen Willen."

„Nun dann benachrichtigen Sie mich."

Er lachte.

„Ja, das ist wahr, dann werden Sie meinen Vater in seinen Entschlüssen ebenso beeinflussen, wie heute mich. Ich traue Ihnen das zu."

Ich zog mein Visitenkartentäschchen heraus.

„Hier meine Karte. Sie mögen mich dereinst beim Wort nehmen."

Theobald nahm sie dankend in Empfang.

Dann verabschiedete er sich.

„Leben Sie wohl, gnädige Frau, und vielen, vielen Dank. Aber noch eines! Sie sagten, Rosi sei heimgegangen; welchen Weg hat sie genommen?"

Ich deutete den hügeligen Weg hinab, an dessen Ende die goldenen Halme ragten.

„Dort hinein, in die Sonne ist sie gegangen."

„In die Sonne", sagte er träumerisch, „ja ich will ihr folgen; aus dem Schatten, aus allem Dunkel heraus in die lichte, leuchtende Sonne."

Und dann schritt er hin, hinab zu den blühenden Wiesen und reifenden Aehrenfeldern, über denen einige Lerchen ihr jauchzendes Lebenslied sangen (Ende.)

Das Lied

Die Dämm'rung sinket leise;
Schon naht die dunkle Nacht.
Ich lausche einer Weise,
Die klingt so zart, so sacht.
Die schwingt sich voller Süße
In meine Seele ein
Und bringt mir liebe Grüße
Und läßt mich selig sein.

O Weise, hold und minnig,
Sag' mir, wo kommst du her?
O Liedlein, weich und innig,
So tief, so rätselschwer,
Wie ist dein singend Klingen
So traut mir und verwandt!
Willst du mir wiederbringen
Entschwundenes, heiliges Land?

Otto Franzmeier

Zum ersten Male allein.

Bubi hat ein Fräulein. Sogar ein sehr nettes Fräulein. Doch Bubi ist noch zu klein, um die Schönheit eines Fräuleins richtig schätzen zu können. Das überläßt er noch anderen Leuten.

Fräulein geht mit Bubi in den Park. Wie jeden Tag. Heute ist Fräulein besonders niedlich. Sicher macht das die freudige Erwartung. Erwartung hat immer etwas Belebendes und Verschönendes, wenn sie freudig ist.

Da ist gestern ein neuer „Vetter" aufgetaucht. Von dem darf man zu Hause nichts erzählen. Sonst wird Fräulein böse. Und dann ist sie gar nicht nett.

*

Bubi schaufelt Sand in sein Eimerchen. Er tut das mit dem ganzen Ernst, mit dem ein Kind so etwas macht. Die großen Leute nennen das „Spielen". Plötzlich wird Fräulein rot. Bubi blickt auf. Aha, da ist ja der neue Vetter wieder. Der sieht so funkelnagelneu aus. Frisch gestärkt und aufgebügelt.

Nun strahlt Fräulein. Sie geht mit dem Vetter auf und ab. Bubi soll hübsch artig beim Sandhaufen bleiben. Im Vorübergehen nicken Fräulein und der neue Vetter Bubi zu.

Der beginnt sich zu langweilen. Ständig Sand ein- und ausschaufeln macht müde. Und Fräulein kommt gar nicht mehr. Sicher ist sie dort die lange Allee hinuntergegangen. Eilfertig trippelt Bubi mit dem Eimerchen nach. Nein, ist so eine Allee lang! Und jetzt zweigt wieder ein Weg ab. Und dann noch einer. Ratlos läuft Bubi weiter und weiter. Um die nächste Wegbiegung wird er sicher Fräulein finden ...

*

Es wird dämmerig. Kühler weht der Wind. Sonst ist Bubi um diese Zeit schon längst zu Hause. Der Park ist fast menschenleer.

Fräulein und der neue Vetter suchen und suchen. Von Bubi keine Spur. Sie suchen leider nicht da, wo Bubi steckt. Der tritt eben auf einen freien Platz. Ringsum stehen ernste Pappeln. In denen rauscht geheimnisvoll der Wind. Es ist so einsam. Bubi ist zum ersten Male allein in seinem jungen Leben. Bisher war Bubi noch nie allein. Da war immer jemand, wenn man ihn brauchte. Wenn man rief, kam sogleich einer herbei.

Bubi begann zu rufen. Doch das schwache Stimmchen verhallt ungehört. Unter einer Pappel steht eine Bank. Auf die klettert Bubi. Er ist totmüde. Da ist keiner, der ihn zudeckt. Und Bubi friert doch. Da zieht er sich sein Spielkittelchen aus. Das legt er über sich. Ach, und er hat solchen Hunger! Seit der Schokolade und dem Zwieback ist sicher schon eine halbe Stunde Ewigkeit vergangen!

Nun ist es dunkel. So dunkel, wie im Kinderzimmer, wenn Mutti „Gute Nacht" sagt. Das fällt Bubi ein. Auch daß es heute kein Abendessen gibt. Tapfer schluckt Bubi die Tränen herunter. Hu, ist das kalt! Bubi wickelt sich fester in sein Spielkittelchen.

Eben will er einschlafen, da erst erinnert er sich, daß er ja noch nicht gebetet hat. Er faltet die kleinen, schmutzigen Händchen und betet: „Müde bin ich, geh zur Ruh ..." weiter kommt er nicht. Da ist er auch schon eingeschlafen.

So finden ihn Papa und Mama, die Fräulein herbeigerufen hat. Während ihn Papa, sorgsam wie einen kostbaren Schatz, nach Hause trägt, und Mama sein Händchen hält, flüstert Bubi: „Bitte, bitte, nicht mehr allein lassen!"